

WOLFGANG BENZ, ARNOLD PAUCKER und PETER PULZER (Hrsg.): **Jüdisches Leben in der Weimarer Republik, Jews in the Weimar Republic.** (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Band 57). Mohr Siebeck Verlag Tübingen 1998. 288 Seiten. Leinen DM 98,-. ISBN 3-16-146873-2

Lange Zeit stand das Ende der ersten deutschen Demokratie im Mittelpunkt des historischen Interesses an der Weimarer Republik. Der Titel des Sammelbandes, den das Leo Baeck Institut 1966 als Nr. 13 seiner Schriftenreihe herausgab, lautete bezeichnenderweise *Entscheidungsjahr 1932*. Als man sich dreißig Jahre später zusammen mit dem Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung erneut auf einer Tagung mit der Weimarer Republik befaßte, hatte sich das Interesse verschoben: Der Anteil der deutschen Juden an Politik, Gesellschaft und Geistesleben stand 1995 im Zentrum der Tagung, die in Oxford stattfand. Alltags- und sozialgeschichtliche Fragestellungen, die lange im Schatten geblieben waren, dominierten unter den Beiträgen. Diese stellt nun der 57. Band der Schriftenreihe in gewohnter Sorgfalt und wie immer der internationalen Zusammensetzung der Forschergruppe entsprechend teils in Englisch, teils in Deutsch der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Mehr als 500 000 Juden lebten 1925 in Deutschland, 20 Prozent von ihnen stammten aus dem Osten. Die Aufsätze blättern unterschiedliche Facetten jüdischen Lebens während der Weimarer Republik auf. Die meisten deutschen Juden identifizierten sich mit dieser ersten Demokratie auf deutschem Boden. Sie beteiligten sich aktiv an ihr. Das belegt etwa Werner T. Angress' Aufsatz über Bernhard Weiß, den stellvertretenden Polizeipräsidenten von Berlin. Als jüdischer Beamter schützte er mutig die Republik vor ihren Feinden und wurde so zum beliebten Objekt antisemitischer Karikaturen und Agitation.

Nach der im 19. Jahrhundert in den einzelnen deutschen Staaten mühsam errungenen Emanzipation brachte die Weimarer Republik den deutschen Juden endlich die volle rechtliche Gleichstellung und mußte deshalb von vielen als das ersehnte Ende all ihrer Akkulturationsbemühungen verstanden werden.

Tatsächlich erwiesen sich vor allem im geistigen Leben die Weimarer Jahre als eine kulturelle Blütezeit des deutschen Judentums. Nie zuvor waren Einfluß und Wirkung der deutschen Juden in Publizistik und Literatur, Theater und Unterhaltungsindustrie, Bildender Kunst und Wissenschaft so groß. Mehrere Aufsätze beleuchten das breite Spektrum jüdischer Existenz in dieser Zeit. Sie befassen sich mit der politischen Orientierung des ländlichen Judentums (Martin Liepach), der patriotischen Haltung der Kleinstadtjuden (Jacob Borut), den jüdischen Privatbankiers oder der innovativen Kraft jüdischer Wissenschaftler (Klaus Fischer). Insbesondere bei den Physikern wurde dies nicht als ein soziales oder anthropologisches Phänomen, nämlich mit der «Marginalität» von Minderheiten erklärt, sondern von den Vertretern einer «deutschen Physik», unter ihnen der Nobelpreisträger Johannes

Stark, rassistisch gedeutet. Unübersehbar ist, daß der Assimilationsbereitschaft der deutschen Juden nicht eine ebenso große Bereitschaft zur Aufnahme bei den nichtjüdischen Deutschen entsprach. Die Integration der ihre Assimilationsbereitschaft allenthalben Beweisenden – wobei der Überblick von Marion Neiss über die Jiddischen Zeitungen und Zeitschriften im Berlin der Weimarer Republik auf das Vorhandensein der ostjüdischen Minderheit innerhalb der jüdischen Minderheit aufmerksam macht – «scheiterte» – so der Herausgeber im Vorwort – *am deutschen Antisemitismus*.

Schon die «Judenzählung» im Ersten Weltkrieg hatte das gefeierte Gemeinschaftsgefühl von 1914 untergraben. Sie hatte aber auch einen entscheidenden Wandel im jüdischen Selbstbewußtsein verursacht, wie Paul Mendes-Flohr in seinem Aufsatz *Kriegserlebnis und jüdisches Selbstbewußtsein* darlegt. Diese Distanzierung von Deutschland und neue Hinwendung zu einer eigenen, aber eben erst noch zu definierenden jüdischen Identität arbeitet Silvia Cresti an der von Martin Buber zwischen 1916 und 1920 herausgegebenen Zeitschrift *Der Jude* überzeugend heraus: *die Akkulturation war der einzig gangbare Weg aus dem Ghetto, da die Freiheit nicht zu wählen war* (S. 267). Dies rückblickende Urteil bestätigt und akzentuiert die Einschätzung, die Eva Reichmann bereits 1934 traf, als sie über den größten jüdischen Verband, den «Centralverein der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens», urteilte: *Nachdem er ursprünglich seine Aktivität ganz der Umwelt zugewandt hatte, indem er «unbeirrt deutsche Gesinnung» verlangte und pflegte, deutsche Rechte durchzusetzen sich bemühte, wurde er allmählich zu einem Bollwerk gegen den Abfall vom Judentum. Mehr: er wurde zu einer Pflegstätte jüdischen Selbstbewußtseins auf deutsch-vaterländischer Grundlage und damit zu einer Einmaligkeit innerhalb des emanzipierten Westjudentums.*

Benigna Schönhagen

Theodor Rothschild, ein jüdischer Pädagoge zwischen Achtung und Ächtung. Beiträge von Claudia Schroth, Helga Jud-Krepper, Joachim Hahn, Otto Borst, C.-Jetti Fern-Wollach, Thomas Schild und Evelyn Lattewitz. Hrsg. vom Kulturreferat und dem Stadtmuseum der Stadt Esslingen am Neckar. Herba-Verlag Plochingen 1998. 232 Seiten mit 34 Abbildungen. Gebunden DM 29,80. ISBN 3-87330-109-1

Rund vierzig Jahre pädagogischen Wirkens waren Theodor Rothschild am Israelitischen Waisenhaus in Esslingen vergönnt, dann vertrieben die Nationalsozialisten den verdienten Pädagogen und *Seelsorger besonderer Art* aus seinem Wirkungsfeld und deportierten ihn nach Theresienstadt. Zwischen 1900 und 1939 prägte der 1876 in Buttenhausen Geborene mit seinem unermüdlichen Engagement, seinem Idealismus und seiner tiefen Religiosität, vor allem aber mit seiner beeindruckenden Persönlichkeit nachhaltig Kinder wie Lehrer der «Wilhelmspflege». Die Einrichtung war Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts aus einer Initiative der jüdischen Gemeinden des

Landes entstanden und konnte sich damals der Unterstützung des württembergischen Königspaars freuen. Das hochherrschaftliche Interesse hielt an: Auch 1913, bei der Einweihung des Neubaus, der heute den Namen Theodor Rothschilds trägt, war das württembergische Königspaar anwesend.

Ein vom Kulturreferat der Stadt Esslingen zusammen mit dem Stadtmuseum herausgegebener Band ehrt nun die beeindruckende Persönlichkeit Theodor Rothschilds. Neun Beiträge erinnern an den *jüdischen Pädagogen zwischen Achtung und Ächtung*, entwerfen das Bild eines *gläubigen schwäbischen Landmanns*. Sie geben einen Überblick über die Geschicke der «Wilhelmspflege», verorten die pädagogischen Vorstellungen Rothschilds in der Reformpädagogik seiner Zeit, schildern die Vielseitigkeit und die traditionsbewußte Gläubigkeit des frommen Waisenhausleiters, fortschrittlichen Erziehers und erfolgreichen Schriftstellers, der zugleich auch als religiöser Führer der Gemeinde fungierte und im Israelitischen Lehrerverein und im Israelitischen Oberrat aktiv war.

Bis zum bitteren Ende umgab der «Herr Vater», wie Rothschild genannt wurde, seine «Kinder» mit nicht nachlassender Fürsorge. Fassungslos erlebte er, wie ihm die Heimat genommen wurde. *Waisenhaus und Stadt haben ihren anheimelnden Charakter für mich verloren*, heißt es in einem Brief kurz nach dem Novemberpogrom, als Esslinger das Waisenhaus gestürmt und die Kinder und ihn mit Gewalt daraus vertrieben hatten. Doch noch im Oktober 1939 schrieb er: *Wir wollen Esslingen nicht verlassen. Hier kennt man uns u. hier wohnen wir nun schon 43 Jahre*. 1941 folgte die «innerwürttembergische Ghettoisierung», zwanzig Quadratmeter in einem Stuttgarter «Judenhaus». Die fieberhaften Emigrationsbemühungen mißlangen, die geplante Wiedergründung der «Wilhelmspflege» in Amerika schlug fehl. Am 22. August wurde Theodor Rothschild mit seiner Frau Ina nach Theresienstadt deportiert. Dort starb er, von den Mithäftlingen als «Rabbi» verehrt, am 10. Juli 1944 an den Folgen von Unterernährung und Krankheit. Seine Frau konnte im Februar 1945 das Lager in Richtung Schweiz verlassen.

Es ist nicht nur ein Akt der Dankbarkeit und Pietät, an diesen *Vertreter des schwäbischen Judentums par excellence* zu erinnern. Die Kenntnis seiner Biographie, besonders aber die Lektüre seiner Briefe, ist auch eine ungeheure Chance, öffnet sie doch den Nachgeborenen den Blick für eine zerstörte Welt, für die vernichtete schwäbisch-jüdische Kultur.

Kaum zu fassen und doch nicht einmal Ausnahme, daß selbst solch bewegende Erinnerungsarbeit von Konkurrenz und Rivalität zwischen den Bearbeitern überschattet ist, wie im abschließenden Interview über das Scheitern der ursprünglich beabsichtigten Briefedition angedeutet wird.

Benigna Schönhagen

Ein Viertel Stadt. Zur Frage des Umgangs mit dem ehemaligen jüdischen Viertel in Hohenems. (Schriften des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und des jüdischen Museums Hohenems, Band 2). Studien-Verlag Innsbruck. 1997. 112 Seiten mit zahlreichen Farb- und Schwarz-Weiß-Abbildungen. Kartoniert DM 39,80. ISBN 3-7065-1254-8

Im Vergessen, Verdrängen und Beseitigen von Spuren der nationalsozialistischen Vergangenheit unterschied sich das österreichische Hohenems lange nicht von bundesrepublikanischen Städten. Jahrzehntelang waren das Wissen um die ehemalige jüdische Gemeinde des Ortes dem Vergessen anheimgegeben und das Wohnviertel dieser Gemeinde, deren Geschichte nach mehr als 300jähriger Existenz in der NS-Zeit durch Vertreibung endete, dem Verfall, ja der bewußten Zerstörung oder «Neutralisierung» preisgegeben. *Das Alte mußte insgesamt neu definiert werden, an das «Früher» sollte so wenig wie möglich erinnern* (Utz Jeggle), wie Eva Grabherr am Beispiel der bis heute als Feuerwehrhaus genutzten Synagoge zeigt. Diese Flucht vor der Vergangenheit änderte sich hier wie andernorts erst in den späten siebziger Jahren. Ein langer Prozeß war nötig, bis 1991 das Jüdische Museum Hohenems eröffnet werden konnte. Das war das Zeichen für die Suche nach einem anderen, angemesseneren Umgang mit der Vergangenheit, der Auftakt für eine fruchtbare und lebendige Arbeit an und mit der Erinnerung, für das «Wiederentdecken» der jüdischen Geschichte der Stadt. Daß diese Arbeit modellhaften Charakter auch über die Landesgrenzen hinaus gewann und deshalb auch hier vorgestellt wird, lag nicht zuletzt an den beispielhaften Projekten, die die junge Gründungsdirektorin Eva Grabherr in den ersten Jahren ihrer Arbeit zusammen mit einem engagierten Team konzipiert und durchgeführt hat.

Gleich eine ganze Projektreihe widmete sich dem Jüdischen Viertel, um das zu dem Zeitpunkt ein Streit entbrannt war, der sich zwischen Hausbesitzern und Denkmalschützern festgefahren hatte. Es kennzeichnet das Selbstverständnis des Jüdischen Museums, daß es vor der aktuellen Auseinandersetzung nicht in die Musealisierung flüchtete, sondern den Streit aufgriff und seine Aufgabe darin sah, *eine zielführende Diskussion der anstehenden Probleme einzuleiten und gleichzeitig das Bewußtsein für die historische und kulturelle Bedeutung des Stadtteils zu stärken*. Nach der Erarbeitung der historischen und kunst- bzw. baugeschichtlichen Grundlagen wurden zwei Großprojekte entwickelt, die weite Kreise der Einwohnerschaft einbezogen: «Belichtete Häuser» machte in sieben Lichtbildserien, die simultan auf die Fassaden einiger Häuser des Jüdischen Viertels projiziert wurden, das Viertel vorübergehend selbst zum Ausstellungs- und Anschauungsobjekt. Aufnahmen von Interieurs, vermischt mit den Porträts der ehemaligen Bewohner und Bewohnerinnen sowie entsprechenden biographischen Angaben, verknüpften Vergangenheit und Gegenwart des Viertels auf ungewohnte, augenöffnende Weise. Das Projekt «Blickstationen» installierte wenig später 20 Stelen mit spezifischen Aussichts-